

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 115.

Mittwoch, 6. Mai.

1931.

Die weißen Bälle / Ein Sportroman von Curt Seibert.

(4. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

6.

Eine Stille trat ein, und alle drei hingen ihren Gedanken nach. Gladys dachte an Stefan Domscheid, der sich jetzt in keiner beneidenswerten Situation befand. Glen dachte auch an Domscheid, aber er mußte feststellen, daß man, wenn nach Gegnern des deutschen Tennismeisters gesucht wurde, auch auf ihn stoßen werde. Denn es war nicht unbekannt geblieben, daß er sich einmal um Eliza Domscheid beworben hatte, und daß er infolge des Einflusses, den Stefan auf seine Schwester ausübte, abgewiesen worden war. Gladys hatte vor wenigen Stunden solche Andeutungen gemacht. Rabinowitsch konnte seine Gedanken nicht bei sich behalten, er sprach sie aus, wenn er auch mehr zu sich selber redete.

Wertwüirdig ist, wie sich gerade Tarafi aus der Affäre gezogen hat. Falls er beteiligt ist, versteht sich. Er hat Brooks gebeten, sich seine Karten anzusehen und hatte so mindestens einen Zeugen, der bestätigen konnte, daß seine Karten nicht vertauscht worden waren.

„Wie kommen Sie gerade auf einen Verdacht gegen den Inder?“

Glen hatte gefragt und damit den Polen aus seinen Träumereien aufgeschreckt. Der trommelte nervös auf der Tischplatte und rief nach einer neuen Flasche. Ihm war nicht angenehm, daß er laut gedacht hatte.

„Ich hege keinen Verdacht, Mr. Glen, aber ich denke nur so nach über den Fall, und da fiel mir auf, daß doch eigentlich Tarafi der einzige ist, der einen pekuniären Vorteil gehabt hat und daß gerade Tarafi gleichzeitig der einzige bleibt, dem man nichts anhaben kann. Spricht man von — ich finde gerade keinen passenden Ausdruck — ideellen Vorteilen, so kommt Tarafi kaum in Frage, denn er steht doch in keinerlei Gegensatz zu Domscheid.“

„Das Wort Gegensatz“, meinte Glen, „ist am Ende etwas stark, aber ich darf doch darauf hinweisen, daß der Inder großes Interesse für Fräulein Domscheid an den Tag legt, und ich glaube nicht, daß es ihrem Bruder sehr angenehm sein dürfte, seine Schwester an einen Farbigen zu verheiraten.“

„Das ist allerdings neu“, antwortete Rabinowitsch, „und ändert mein Programm, soweit ich überhaupt eins habe, wesentlich.“

„Sie meinen, Tarafi — — —“

„Ich meine gar nichts, gnädige Frau, ich habe nur andeuten wollen, daß für den vorhin geschilderten Fall „drei“, auch der Inder neben allen anderen Personen, als Täter in Frage kommen kann.“ — „Kommen wir doch einmal weiter“, suchte Gladys die Unterhaltung voranzutreiben. „Haben Sie schon einmal nachgedacht, wer für den Umtausch der Karten in Fall „drei“ in Frage kommen könnte?“

„Da müßte ich erst einmal wissen, wer ein Interesse daran haben könnte, Domscheid zu schädigen oder in ein schlechtes Licht zu setzen. Tarafi scheint doch, wenn ich recht überlege, auch hier auszuscheiden, denn wenn er sich um Miß Eliza bewirbt, was ja noch zu beweisen wäre, dann müßte er doch eher Domscheid zu schmeicheln suchen, statt ihn zu brüskieren. Es sei denn, daß seine

Bewerbung bereits abgewiesen und diese Aktion ein Racheakt wäre. Die anderen Mitspieler scheinen mir einer so raffinierten Tat kaum oder gar nicht fähig.“

„Bleibt also niemand übrig und der Verdacht fällt, wie Sie vorhin schon sagten, auf Domscheid zurück“, sagte Gladys, und man merkte dem Ton ihrer Stimme an, daß sie nicht daran glaubte, was sie sagte.

„Wieso bleibt niemand übrig?“, lächelte der Rechtsanwalt. „Man merkt, daß Sie juristisch nicht logisch denken können.“ „Danke für das Kompliment.“

„Sie sind nicht die einzige Frau, der es an Logik mangelt; aber gerade deshalb sind die Frauen für uns ja so reizvoll. Sie sagen: es bleibt niemand übrig, ich sage: es bleiben alle übrig, die sich zur Zeit in Monte Carlo aufhalten und zum Carlton-Klub Zutritt haben.“ — „Also wir drei eingeschlossen?“

„Natürlich, auch wir kommen als Täter in Frage.“

„Da bin ich gespannt“, sagte Gladys, „wie Sie das motivieren wollen.“ — „Sehr einfach“, erwiderte der Rechtsanwalt und versuchte, ihr es plausibel zu machen.

„Man muß sich nur überlegen“, erklärte Rabinowitsch, „wer technisch die Möglichkeit hatte, die Karten zu vertauschen. Es ist ein grober Fehler begangen worden dadurch, daß man auf die Kuverts nur die Namen der vier Spieler schrieb.“ — „Was hätte man sonst tun sollen?“ — „Jemand, der an dem Spiel gar kein Interesse hatte, mußte sich sämtliche 20 Karten notieren, dann war jeder Umtausch ausgeschlossen.“

„Da haben Sie recht. Und warum geschah es nicht?“

„Mein Gott, wer denkt an solche Möglichkeiten?“

Wie oft kommt es denn vor, daß eine Pokerpartie abgebrochen und nach mehreren Tagen fortgesetzt wird, ohne daß ein angefangenes Spiel zu Ende gespielt wurde? Alle hundert Jahre einmal. Und da soll man gleich auf den Gedanken kommen, irgend jemand werde sich einen Eingriff erlauben? Nun, wir leben doch nicht unter Räubern und Mördern. Mit der Versiegelung der Kuverts glaubte man jeglicher Vorsicht Genüge getan zu haben. Diese Kuverts wurden Bernard übergeben (Bernard war der erste Diener des Klubs, ein durchaus zuverlässiger und in Ehren ergrauter Mann), der sie einschloß und heute abend wieder herausgegeben hat. Jeder, der etwas von Nachschlüssen versteht oder mit einem Dietrich umgehen kann, ist in der Lage, Bernards Schreibtisch zu öffnen und wieder zu verschließen. Die benutzten Kuverts stehen jedem Klubmitglied in jeder beliebigen Menge zur Verfügung. Wie Sie sehen, ist es durchaus möglich, eins der Kuverts zu öffnen, die Karten zum Teil aus Karten eines anderen Spieles mit gleichem Rücken zu ersetzen und das neue Kuvert an den alten Platz zu legen.“

„Aber das Siegel?“, sagte Glen.

„Ja, das ist ein Kapitel für sich, und kein sehr erfreuliches. Die Kuverts wurden versiegelt, und zwar ließ Mr. Edding seinen Ring. Als Bernard die Kuverts aus seinem Schreibtisch nahm, sah er nur flüchtig nach, ob alle vier Umtüme verschlossen seien. Das war der Fall. Am Tisch machte jeder der Herren seinen

Umschlag selbst auf und legte das Kuvert auf das silberne Tablett eines Dieners. Der behauptet nun, das Tablett auf einen kleinen Serviertisch an der Wand gestellt zu haben, da er gerade von einem Gast gerufen wurde, um eine Bestellung auszuführen. Als er wenige Minuten später zurückkehrte, war der Krach schon da, aber das Tablett stand leer auf dem Tischchen, die Kuverts fehlten. Natürlich nahm er an, ein Kollege habe sie mitgenommen und draußen weggeworfen. Dem war aber nicht so: keiner der Diener hat die Papiere von dem Tablett fortgenommen.

„Das ist sehr bedenklich“, sagte Gladys.

„Warum?“

„Weil diese Tatsache beweist, daß Stefan Domscheid nicht gelogen hat.“

„Ausgezeichnet, meine Gnädige! Das war Logik, die ich Ihnen, wie vorhin angedeutet, gar nicht zuge-
traut hätte.“

„Sie sind eben“, trank Glen ihr zu, „in jeder Beziehung eine Ausnahmeerscheinung.“

„Irgendeiner“, fuhr der dicke Pole fort, „hatte ein Interesse, die Kuverts verschwinden zu lassen, was ihm auch geglückt ist. Dadurch haben wir den Beweis, daß die Sache nicht mit rechten Dingen zuging. Und wenn Herr Domscheid heute behauptet, er habe nicht dieselben Karten erhalten, die er damals abgab, so gibt es für mich keinen Grund, an seinen Worten zu zweifeln.“

„Es kann aber keiner der Mitspielenden gewesen sein, der die Kuverts an sich nahm.“

„Nein, es war ein anderer. Und zwar jemand, dem es nicht darum zu tun war, pekuniäre Vorteile zu erhalten.“

„Das ist mir nicht ganz klar“, sagte Mrs. Turner.

„Aber sehr einfach: in der Schublade, in welcher Bernard die Kuverts aufhob, lag in einem ähnlichen Umschlag das deponierte Geld in Höhe von 11 000 Franken. Wenn es demjenigen, der die Sache in Szene setzte, um Geld zu tun war, hätte er nur nach diesem Kuvert greifen brauchen. Er wollte aber etwas anderes erreichen, wir wissen nur noch nicht, was.“

Rabinowitsch zog seine Uhr und sagte ganz erschrocken: „Um Gottes willen, es ist schon eins. Wollen wir nicht lieber schlafen gehen?“

Da die beiden anderen nichts erwiderten, rief er nach dem Kellner und zahlte. Dann brachen sie auf, und die beiden Herren erboten sich, Mrs. Turner nach Hause zu begleiten. In Monte Carlo gibt es keine langen Strecken. Ein Hotel liegt am anderen. So nahmen sie kein Auto, sondern gingen die paar Schritte zu Fuß. Die kühle Nachtluft tat ihnen gut nach dem Alkohol. Stanley Glen versuchte noch einmal, das Thema auf die Pokerpartie zu bringen, doch Rabinowitsch wehrte ab. Anscheinend war er selbst zu sehr damit beschäftigt, als daß er sich mit anderen noch darüber unterhalten mochte. Ganz in Gedanken versunken, vergaß er beinahe, Gladys die Hand zum Abschied zu geben.

Als sie auf ihrem Zimmer angekommen war, ging sie ans Fenster, das weit aufstand, und schaute auf das Meer. Gespensstisch spiegelten sich die gekräuselten Wellen im Mondschein. „Dort draußen hatte sie mit Stefan Domscheid gesehelt, und dabei hatte er ihr gesagt, daß auch er eine so wundervolle Aussicht auf das Meer habe. Sonst hatte er nicht viel gesprochen, dieser eigenartige Mann mit dem fröhlichen Kinderlachen. Beinahe schüchtern war er gewesen, nur von der Aussicht auf das Meer hatte er immer gesprochen.“

Sein Hotel lag wohl da drüben. Richtig, dort war es ja, mit den vier kleinen Türmchen, die ihm einen festungsartigen Anstrich gaben. Gladys zählte die Stadwerke. In der vierten Etage der dritte Balkon von rechts, hatte er gesagt. Wie genau sie das noch wußte. Natürlich, da brannte ja noch Licht, und auf dem Balkon bewegte sich eine Gestalt, oder schien es nur so? Jemand sah vornübergebeugt und starrte in die Finsternis ringsum oder in das glitzernde Wasser, in dem sich der Mond tausendfältig spiegelte. Stefan konnte auch nicht schlafen, wie sie.

Armer Junge, dachte sie, armer Junge!

Dann entkleidete sie sich und legte sich nieder, aber noch lange sah sie seine trozig-erschrockenen Augen, als er am Abend gesagt hatte: „Das kann ich auf meinen Eid nehmen —“

Armer Junge, dachte sie, armer Junge!

Dann schlief sie endlich ein.

7.

Monte Carlo hatte seine großen Tage, das internationale Turnier hatte begonnen, das von vielen der besten Spieler aller Nationen besucht war und erste Aufschlüsse über die Spielstärke der Koryphäen geben sollte, bevor man sich auf den Weg nach Homburg vor der Höhe und später nach Wimbledon machte, wo die inoffiziellen Weltmeisterschaften — offizielle gibt es ja immer noch nicht — ausgetragen werden. Am ersten Tag, an dem es nur Vorentscheidungen gab, fuhren alle, die ihre Plätze bereits für die Endrunden bestellt hatten, rasch nach Nizza zum Rennen. Schon vom frühen Morgen an war die Route de la Corniche, eine der schönsten Autostraßen der Welt, mit Wagen aller Fabrikanten und Nationen besetzt, manche fuhren auch am Meere entlang über St. Laurent und Villa Franca, weil ihnen der andere Weg zu weit war, und sie rasch zum Rennplatz gelangen wollten. Denn heute wurde der Prix du Méditerranée gelaufen, und da mußte man dabei sein.

Eliza war von Tarafi in seinem blendend weißen Rolls Royce, in dem sich der dunkelhäutige Chauffeur in der indischen Tracht besonders malerisch machte, schon recht früh abgeholt worden und hatte sich, zum ersten Mal in ihrem Leben, nicht von ihrem Bruder verabschiedet, was ihr zuerst leid tat, aber dann dachte sie: mag er sich auch mal ärgern, er hat mich gestern zu sehr gekränkt. Eliza war im Grunde ihres Wesens immer noch ein großes Kind. Ihr gefiel und imponierte, daß sich ein Mann wie der Radschah Tarafi um sie bemühte, im übrigen machte sie sich nicht viel Gedanken, ob die Leute über sie sprachen, sie nahm das Verhältnis durchaus harmlos, obwohl sie sich sagen mußte, daß Tarafi sicher anders darüber dachte, und obwohl sie manchmal ein wenig Angst hatte vor seinem Temperament und vor seinen dunklen heißen Augen. Aber sie kam sich, eingehüllt in diese Angst, außerordentlich interessant vor. — „Ich bin so glücklich“, sagte er, nachdem er ihr einen ungeheuren Strauß weißer Nelken in den Arm gedrückt und ihr unzählige weiche Kissen als Polster in den Rücken gelegt hatte, „daß Sie meiner Einladung nachgekommen sind. Ich sehe Pferderennen so gern, viel lieber als Tennis.“

„Wird in Indien auch viel geritten?“, fragte sie, während der Wagen mit großer Schnelligkeit die kleinen und größeren Steigerungen des Weges überwand und sie mit ihren kleinen schmalen Händen die Decke fester um den Körper zog, weil der kühle Morgenwind durch den dünnen Mantel drang.

„Mehr als hier, schöne Frau. In Indien kann jeder reiten, und es reitet jeder, der es sich nur irgend leisten kann. Mein Vater unterhält einen der größten Rennställe des Landes mit mehr als 60 Vollblütern. In Delhi und auf anderen Plätzen sind unsere Farben stets zu finden.“

„Das ist ja fein, da können Sie mir mal erklären, wie das bei einem Rennen eigentlich zugeht.“

Und als der Fuder sie mit seinen großen Augen etwas verwundert anstarrte:

„Na ja, Sie brauchen nicht gerade zu glauben, daß ich zum erstenmal Pferde laufen sehe. Mein Bruder hat früher selbst den Dreß angezogen, aber ich habe als Mädchen aus gutem Hause immer nur auf der Tribüne in einer Loge sitzen und zusehen dürfen. Heute bin ich zum erstenmal ohne Kontrolle —“

„Und da möchten Sie ein wenig hinter die Kulissen schauen, wie es bei den Buchmachern zugeht, am Toto, im Führer, bei den Jockeys, im Wiegeraum, mitten zwischen dem großen Publikum auf dem Sattelplatz —“

„Ja, ja, das meine ich“, und die Freude strahlte aus ihren Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Bummel in London.

Von Heinrich B. Kranz.

England ist nur ein kleiner Schritt von Deutschland. Nämlich — wenn man gerade in Amerika war, dann mit einem beschwingten, beinahe jubelnden Sprung das Deck des herrlichen Riesen „Bremen“ berührt hatte, wieder deutschen Boden unter sich, — dann ist es nur ein kleiner Schritt nach England hinüber. Wie der über eine Laufbrücke. Diesmal vorerst in Southampton auf einem armselig kleinen und unreinen Tender, der eine Stunde braucht, um uns von der hohen See in den Hafen zu bringen. Und das ist schon England, obwohl man es kaum glaubt. Nur der Polizist mit dem blauen, komisch hohen Helm und der Uniform, die einst bessere Tage gesehen hat, ist ein echter Sohn Albions. Er steht gleichmütig neben den Silberbarren, die auch aus Land befördert werden und gönnt ihnen kaum einen Blick. Es wird wohl niemand so unerfahren sein, sich einen schweren Silberziegel in die Tasche zu stecken. Ein amerikanisches Kind versucht es heimlich. (Ein amerikanisches!) Der Engländer lächelt nur. Mit diesem Gleichmut regieren die Inselbewohner die halbe Welt.

Wo ist der Nebel?

Endlich sitzt man in einem der kleinen Taxis, die am Waterloo-Bahnhof warten. Wer hat vergessen, diese altertümlichen, unbequemen, kleinen, verbeulten Autos zu verbrennen? Ganz England. Man ist konservativ. So lange die Räder es aushalten, fühlt sich der Londoner in dieser vorfinkeltüchtigen Karosse ganz heimisch. Man kann nicht leugnen, daß man vorwärtstommt. Langsam, aber ohne beängstigendes Gefühl, rollt man in die Stadt. Wo ist der berühmte Londoner Nebel? Die Sonne strahlt. Die Luft ist zwar feucht, ruhgeschwängert, man riecht die See, aber man bildet es sich wenigstens ein. Aber die Sonne strahlt. Waterloo Bridge über die Themse gespannt. Ach, wie grausam schmuckig das Wasser unten dahinfließt, zähe, träge, englisch möchte man sagen. Auf der Brücke aber wimmeln rote Autobusse, drängen und stoßen sich, verbergen die schmale Aussicht auf die Ufer. Auch sie sind erschreckend altmodisch, ganz hoch gebaut, der arme Chauffeur vorne sitzt ungedeckt, man bewundert seinen Gleichmut und denkt: Ein Engländer!

An düsterschwarzen alten Riesenpalästen vorbei. Diese Stadt hat Vergangenheit. Jeder Steinquader spricht davon. Kunstvolle Portale, die in schlafende Gärten führen. Vor einem die Wache, die berühmten „Bärenmutter“. Zwei Riesen, die unbeweglich dastehen, bedrückt von der ungeheuren Kopfbedeckung und nicht mit der Wimper außen. Menschen, keine Panoptikumfiguren. England erwartet, daß jedermann seinen Pflicht tue.“ So stehen diese Männer bis in den jüngsten Tag — wenn man vergessen sollte, sie abzulösen.

Picadillo Circus. Hier münden eine Unmenge kleiner, schmaler Gassen. Der Verkehr tobt. Nichts ist geregelt, wie drüben in Amerika. Die blauen Polizisten mit den weißen Ärmeln tun zwar ihr Bestes. Aber immer wieder schlüpfen eilende junge Mädchen zwischen den Autos, die nur träge dahintrollen, durch und auf die andere Straßenseite. Sie ist doch nur einige Meter entfernt. Die schmalen Gehsteige wimmeln von Menschen. Die Männer, schlank, mit der unvermeidlichen schwarzen Melone, die Frauen, fest, nicht unschön, nicht immer geschminkt, sehr einfach gekleidet. London ist vielleicht reich, diese Menschen sind es nicht.

Silse — ich wohne in einem Hotel.

Bald bin ich um eine Erfahrung reicher. Nie wieder im Winter nach London. Wer frieren will, bleibe schön zu Hause, dort ist es einfacher. Mein Hotel, ein Riesenhaus, mit einer Halle, in der es wie auf einem Rennplatz zugeht oder bei einer Volksversammlung, ist mir gerührt worden. Eine lärmende Kapelle empfängt mich. Die bekrännten Damen hinter den vielen Schaltern erledigen den Gast wie eine Nummer. Wünsche dürfen nicht geäußert werden. Jedes Zimmer ohne Bad hat den gleichen Preis. Vorauszahlung? Bitte. Man fährt in einem der schmalen Lifts zum neunten Stock. Ein Mädchen zeigt phlegmatisch das Zimmer. Eiskalt. Blick über ruhige Dächer. Eiskalt. Haben Sie kein größeres Zimmer? Bedauere, mein Herr, alles besteht. Eiskalt. Wo sind die Koffer? Kommen in einer halben Stunde. Eiskalt. Zum Donnerwetter, gibt es denn keinen Ofen hier? Wozu der Riesenlamin? Nein, es gibt keinen Ofen! Wozu braucht der Herr einen Ofen? Aber für 1 Schilling die Stunde kann der Herr einen kleinen elektrischen Ofen haben. Der damit. Das ist ein Ofen?

Das ist das winzigste Döchen, das menschliche Hirn je erschaffen haben. Eiskalt. Entsetzlich kalt. Englisch!

Hier ist noch Dickens lebendig.

Ein Spaziergang in einer Welt, die ein Jahrhundert tot ist. Schmale, engbrüstige Gassen mit alten, schmutzigen Häusern, mit Geschäftsläden, deren Schaufenster altmodisch dunkel und überhäuft sind, mit engen Sadgässchen, in denen Pferdewagen stehen, mit schmutzigen Gassenrungen und lehrenden alten Weibern. Trafalgar Square, groß und kalt, lärmfüllt, als wären die Dickens-Menschen verrückt geworden, weil es brennt oder weil der König grade vorbeifährt. Regent Street, nach „Baedeker“ die prächtigste und vornehmste Geschäftsstraße Londons und Strand, angeblich breit und geräumig, würden kaum den Verkehr einer deutschen Provinzstadt bewältigen. Das ist alles wie es einst vor vielen hundert Jahren war, es drückt auf die Brust, man möchte in einer hellen, freundlichen Straße aus dem Alptraum erwachen. Aber man steht schon vor dem Tower. Einst Festung, später Residenz von Königen und Gefängnis, ist er heute großartig als Museum, furchtbar durch die blutvollen Erinnerungen, die er heraufbeschwört. Und im Graben, wo einst trübes Themsewasser den Feind aufhielt, exerzieren heute Tommies, von einem brutalen Unteroffizier geführt. Wahrscheinlich gehen sie bald in Indien zum Teufel. Die englische Krone nimmt es mit einigen Strömen Bluts nicht so genau. Drinnen wurden Könige enthauptet, draußen vor den Augen herumlungern der Neugieriger bereitet man den Süßling darauf vor, seinen Vorfabren im Jenseits zu begegnen.

Aber auch das ist England. Man macht einen Besuch in einer der kleinen Nebengassen der Strand. Im Vorraum prasselndes Kaminfeuer und eine junge bebrillte Dame, die einen anmeldet. Dann: Mr. X. läßt sich entschuldigen, er hat eine Konferenz, steht aber in 10 Minuten zur Verfügung. Vielleicht nimmt der Herr eine Tasse Tee? Und das hier ist ein englisches Büro und die junge Dame eine Stenotypistin für ein Pfund die Woche.

Große Revue.

Fünfsig Theater spielen. Mehr als die Hälfte „Musical Comedies, Fantasies, Musical Shows oder Revues“. Warum? Weil das Gebotene hier allerdings unerreichbar ist. „Holla to be wise“, nehmen wir nur diese eine Revue. 24 Nummern, ganz lose zusammengefügt, aber von einem sprühen Geist, einem scharfen Wit, einer Fülle von Satire des Alltags und Humor aus lachendem Menschenauge zu einem Ganzen verarbeitet, daß man drei Stunden wie eine Minute vorbeifließen sieht. Das ist die Unterhaltung, die man am müden Abend herbeiführt. Jedes Lied, prächtig gesungen und lebendig getanzt, hat Beziehung zu den Menschen da unten, zu den vier tausend Augen, die auf die Bühne starren. Keine Nuditäten, aber viel Politik. Keine falsche Sentimentalität, aber viel Herlichkeit. Kein schallender Tenor, aber ein durchaus sympathischer Sänger mit einer angenehmen Stimme. Und viel Spott auf alles, was entbeiligt werden soll. Auf die geliebte Armee und auf den amerikanischen Film. Auf die bürgerlichen Snobs und die zu redseligen Friseur. Auf das französische Schauer-drama und den englischen Allerweltskaufmann. Dazwischen Tanznummern. Das lieblichste von Mädchenbetnen schlenkert vorbei, die Tiller Girls parodierend. Es wird hinreichend gestört und der Step wird verhöhnt. Wenn der Postminister einmal lachen will, komme er hierher und sehe die Szene „Telephongespräch“. Am endlich mit seiner Frau zu sprechen, die um die Ecke wohnt, die er aber aus dem Büro nicht erreichen kann, ruft ein Mann entschlossen den Dampfer „Isle de France“ an. Aufenthalt: irgendwo auf hoher See. Da klappt die Verbindung. Und er ersucht den Steward, vom Schiff aus seine Frau zu benachrichtigen, daß er heute nicht zum Tee kommen kann.) Und schließlich die Musik. Sprühend, lebendig, geistreich, niemals lärmend, immer illustrierend. Die Lichteffekte, phantastisch im Einfall, originell, so in einem Schattentanz, der den Mien raubt, niemals kitschig, blendend fürs Auge, Rahmen einer für die große Menge berechneten und doch stets künstlerisch gehaltenen Unterhaltung. Von Shakespeare bis Tilleradage ist ein weiter Sprung, aber vor Tilleradage war eben ein Shakespeare und das fikt im Blut, das auch den winzigsten Stetich erfüllt.

Strand-Vagabunden.

Bei den „Beach-Combers“ an der Elbemündung.

Von Dr. Erwin Stranitz (Hamburg).

Vagabundage — das bedeutet schon lange nicht mehr jenes verächtliche Außenfeiertum, auf das jeder ehrlich sein Brot Verdienende scheel herabsehen berechtigt ist. Besonders seit kein Geringerer als Mister James Gads Hom, wohlbestallter amerikanischer Missionär aus Chicago an die Spitze der Union aller „Hoboes“ (Landstreicher) getreten ist, und als deren Präsident vor noch nicht langer Zeit einem Kongress aller „Hoboes“ vorstand, der in Omaha saßte und zu dem man sogar auch die Königin Maria von Rumänien lud. Denn, sagten sich die Bieberen, — unser Landstreichertum besteht darin, unter möglichster Vermeidung aller Kosten weite Reisen zurückzulegen, — ein System, das sich von dem der „Queen Mary“ nicht wesentlich unterscheidet. Und die rumänische Königin verstand den Scherz und folgte der Einladung.

Aber was sind diese amerikanischen Hoboes und Tramps, die den Sommer in Kanada und den Winter in Florida oder an der mexikanischen Grenze verbringen, die auf fahrende Eisenbahnzüge aufspringen und unter Holz- und anderen Ladungen versteckt, Hunderte von Kilometern „schwarz“ fahren, bis sie ein Zugwärter entdeckt und mit vorgehaltenem Revolver zwingt, wieder mitten während voller Fahrt aus dem Zug abzuspringen, gleichgültig, ob ein Arm oder Bein dadurch gebrochen werden, — was sind diese biedereren Landratten gegen die „Beach-Combers“, die „Strand-Kammer“, wie es wörtlich übersetzt hieße, die man überall anzutreffen vermag, in den Buchten von Rio de Janeiro und Buenos Aires ebenso wie in den Docks von New York oder Southampton, an der australischen Küste in gleicher Weise wie am Nord- und Ostseestrand.

Besonders gerne aber scheinen sie sich in Hamburg aufzuhalten, denn in dessen dunklen Quartieren wimmelt es von ganzen Scharen dieser Menschen, und nicht einmal Antwerpen, sonst für dunkles Matrosenvolk ein Paradies, kann in Beziehung auf die Strand-Vagabunden die mächtige Konkurrenz Hamburgs ertragen.

Glaubt nicht, ihr ehrlichen Freunde, die Beach-Combers hätten auch nur das Geringste mit Verbrechern gemein. Oh nein, wenn es einem glückt, in ihren Kreis als Gast aufgenommen zu werden, darf man sich in ihren Schlupfwinkeln aus der irgendeines verschlossenen Magazins ebenso sicher fühlen, wie sonst nur im Daunenbett bei den „Vier Jahreszeiten“ in Hamburg oder drüben, in Bremen, in Hilmanns Hotel.

Ein einziger Trieb beherrscht diese Beach-Combers: nichts zu arbeiten und immer wo anders zu sein. Lagern sie auch meist bloß unter Hafenbrücken, in elenden Schuppen und Schobern, müssen sie sich auch mit altem, ölig-ranzigem Zwieback, ungezuckertem Tee und billigem Schnaps begnügen, das ist ihnen lieber als Summervastete und Kaviar, wenn sie nur frei sind und bald auf dem alten, bald auf dem neuen Kontinent unter ihren gleichgesinnten Freunden zu hausen vermögen.

Ist einmal gar kein Cent mehr in der Tasche, dann muß auch der Beach-Comber sich anheuern lassen. Er tut's ohne Murren, wenn auch freudlos. Möglichsst weite Fahrt ist ihm lieb, da bekommt er genügend Geld dafür, um nachher wieder ein paar Monate lang wieder nichts tun zu können. Natürlich geht er nur auf Frachtschiffe, auf einem Passagierdampfer Dienst zu tun, würde seine edle Vagantenseele zutiefst beleidigen und erschüttern.

Als Kamerad ist der Beach-Comber ein treuer Geselle. Er drückt sich auch von den anstrengendsten Leistungen nicht, er weiß, wenn er einmal in den Kreis der ordentlichen Matrosen getreten ist, muß er ihr wahrer Kamerad sein — und ist's auch wirklich. Ärmer als alle anderen, kennt er doch keinen Reiz, und Eigentumsdelikte kommen durch ihn nicht vor. Das heißt: seinen Kollegen gegenüber. Aber was den Allen betrifft, den Kapitän des Schiffes, — ja, den zu beschwindeln und beschummeln, das gilt geradezu als Ehrenpflicht, da findet keiner etwas Unrechtes dran, im Gegenteil, von solchen gelungenen Abenteuern erzählt man sich noch nach Jahren in allen Beach-Comber-Schlupfwinkeln und jeder echte Strand-Kammer hat seine beste Freude daran.

International, wie das Seemannsleben überhaupt, ist auch die Gesellschaft des Beach-Combers: nur Gelbe gibt's nicht unter ihnen, Japaner und Chinesen verstehen nichts von dieser Romantik des „Überall- und Nirgendswohnens“, sie denken immer nur an ihre alte Heimat, und die Sehnsucht, nach dem Osten zurückzukehren, ist so groß, daß sie gar keine anderen Gefühle aufkommen läßt. Dafür aber finden sich unter den See-Tramps viele Schweden und Norweger, ihr „Staal! Staal!“ (Profit) klingt laut in dem Zusammenprall der Prostbecher mit Grog und Rum, — sonderbarerweise gibt's auch viele Süddeutsche unter ihnen und eine ganze Menge „Neuer-Welt-Gesellen“, die ihre Mutter irgendwo am Strand von Kanada, der Union oder vielleicht gar weit unten in Zentralamerika verloren hat. Geburtsstätte? Ja, die muß wohl wo gewesen sein, aber den Namen? Weiß der Teufel! — Alter? Das ist auch so eine verzwählte Sache! Bloß das Geschlecht wissen sie, ob ja, denn Männer, Männer sind sie alle!

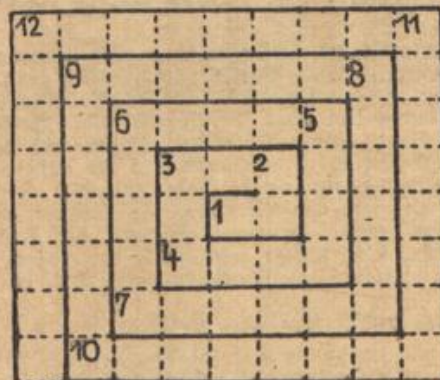
Unheimlich, furchterregend sehen sie aus, wenn sie in ihr altes, verflühtes Zeug gehüllt, durch das Hamburger Hafenviertel schleichen, in dunkler Nacht von St. Pauli zu den Landungsbrücken hin, über die Räte und Molen, — aber ihre Herzen sind oft unberührt als die des sittsamen Binnenländers.

Große Kinder, ewige Kinder sind diese Beach-Combers, die für nichts leben und nur eine Sehnsucht kennen: alle paar Monate in einem anderen Schlupfwinkel zusammenzutreffen, bald in Europa, bald in Amerika, bald in Asien, — rubelos und doch voll Ruhe, — Strand-Kammer im wahrsten Sinne des Wortes.

Welt u. Wissen

Wann wachsen die Bäume? Eingehende Beobachtungen eines französischen Botanikers, die in der „Revue d'horticulture“ veröffentlicht werden, geben überraschenden Aufschluß über die Zeiten, in denen sich das Wachstum der Bäume vollzieht. Danach liegt die Hauptzeit des Wachstums in den Stunden zwischen Mitternacht und 6 Uhr morgens. Die verschiedene Intensität des Wachstumsvorganges innerhalb von 24 Stunden wird in Prozenten folgendermaßen angegeben: Von 6 bis 9 Uhr morgens 8% Prozent, von 9 Uhr bis Mittag 1% Prozent, von Mittag bis 18 Uhr überhaupt kein Wachstum, von 18 bis 21 Uhr 1% Prozent, von 21 Uhr bis Mitternacht 3% Prozent, von Mitternacht bis 6 Uhr morgens 85 Prozent. Mehr als 90 Prozent des Wachstums vollzieht sich also in der Zeit, in der sich die Sonne unter dem Horizont befindet und überhaupt erfolgt fast alles Größerverwerben der Bäume, während sie nicht von der Sonne beschienen sind. Auch bei den anderen Pflanzen zeigte sich eine ähnliche Erscheinung, aber sie ist nicht so ausgesprochen wie bei den Bäumen, und die Zeit des Wachstums ist bei den verschiedenen Arten sehr verschieden.

Spiralen-Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Nicht auf. 3. Tierheim. 4. Stadt in Thüringen. 6. Amerikanischer Landstreicher. 7. Erdteil. 9. Graufige Erscheinung. 10. Britische Afrikainsel. 12. Kanarische Insel. — Senkrecht: 2. Sibirischer Strom. 3. Ehemalige russische Regentenbezeichnung. 5. Vorname einer berühmten Filmschauspielerin. 6. Oper von Puccini. 8. Phönizieninsel. 9. Griechischer Sagenheld. 11. Sportliche Bezeichnung. 12. Lieberlichkeit.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 108: Waagerecht: 1. Palme. 4. Po. 5. Da. 6. Dase. 7. Psk. 9. Tr. 10. An. 13. Rein. 15. Boie. 18. Rabat. — Senkrecht: 1. Post. 2. Le. 3. Edam. 6. Osten. 8. Sonne. 11. Pier. 12. Boot. 14. Ei. 16. Ja. 17. Ob.